

11. / II. 1915.

* Eine Speisehalle für notleidende Künstler. Die harte Kriegszeit spielt den ausübenden Künstlern böse mit. Besonders schwer haben die bescheidenen kleinen Musiker zu tragen, auf deren treue, selbstlose und wenig anerkannte Arbeit die Kunst und ihre Pflege so sehr angewiesen ist. Bis zum Oktober schwebte über den meisten Orchestermusikern die Gefahr der Arbeitslosigkeit; dann kam ein Teil von ihnen unter, doch zu sehr ermäßigten Kriegspreisen. So gut wie ganz aufgehört hat der Nebenverdienst durch Unterricht; die Musiklehrer, die bisher ausschließlich ihrem Lehrberuf lebten, sind am übelsten daran. Die einen Schüler gehen verloren, weil die Schmälerung des Einkommens den Eltern es verbietet, ihren Kindern den „Luzus“ der Bildung und der edlen Freude zu gönnen, die anderen, weil reiche Leute sich nicht schämen, mit den Ersparungen des Haushalts gerade bei den armen Lehrern zu beginnen. Die Not dieser Musiker ist um so größer, als sie heimlich und verschämt getragen werden muß; der letzte anständige Rock bedeutet oft die letzte Möglichkeit, Erwerb zu finden, und betteln kann ein Künstler nur sehr schwer oder überhaupt nicht. Einiges ist versucht worden, auch dieser inneren Not zu steuern. Der Tonkünstlerverein hat eine Unterstützungsstelle geschaffen, die ohne Reklame, dafür aber um so nachdrücklicher und erspriehlicher arbeitet. Allein es ist noch sehr viel zu tun übrig. Mit Freuden nimmt man Kenntnis von einer zweiten Fürsorgetätigkeit, die hier ergänzend eingreift. Einige Frauen haben unter Führung von Frau Gisela Hirsch in der Schottenfeldgasse Nr. 92 eine Speisehalle für arme Musiker errichtet und betreiben sie aus eigenen Mitteln. In einem freundlichen Gassenraum, dem eine peinlich saubere, jeder Kontrolle standhaltende Küche angegliedert ist, erhalten täglich siebzig Personen Mittagstisch. Um ihnen das Gefühl der Beschämung zu nehmen, wird eine kleine Steuer, zehn Heller, eingehoben. Niemand soll das Gefühl haben, als würde ihm eine Gnade geschenkt. Jeder, der sich mit einer Legitimation der zuständigen Musikerorganisation oder sonstwie als Musiker ausweisen kann, hat Zutritt. Nach Maßgabe des Platzes natürlich. Das erstemal erhält jeder einen Schein, den er bei den folgenden Besuchen vorzeigen muß. Die meisten sind schon Stammgäste. Ein freundlicher Gruß an die schriftführende Frau, ein freundlicher Dank und alle Höflichkeiten sind erledigt. Die Frauen, welche diese Speisehalle geschaffen haben, machen Wirt und Kellner zugleich, in einfacher Herzlichkeit, welche die Gabe vergrößert, ohne den Empfänger zu verletzen. Die Tische sind weiß gedeckt; auch äußerlich ist jeder schlimme Schein gemieden. Das Essen ist gut, abwechslungsreich und ausgiebig; Suppe, Fleisch mit Beilage, auch Mehlspeise, Sonntags Zulagen, überdies täglich zwei Zigaretten! Alles vollzieht sich geräuschlos, artig, zuvorkommend auf beiden Seiten; eine Familie scheint hier vereint. Die tapferen Frauen, die hier unverdrossen Arbeit verrichten, nehmen Unterstützung nicht in Anspruch. Umso mehr fordert sie die Sache selber. Ein größerer Raum wäre dringend vonnöten, wenigstens eine Zweigstelle sollte noch errichtet werden. Dazu fehlt es an Mitteln; wird doch ohnehin der Betrieb durch die Teuerung aller Lebensmittel immer schwieriger. Eine kleine Einnahmsquelle sucht diese Speisehalle durch Ausgabe eines Kochbuchs („Hundert billige Rezepte“) zu schaffen, das eine Krone kostet. Aber wird das Beispiel dieser Frauen keine Nachahmung finden? Es wird jetzt in Wien so viel in planloser Wohltätigkeit gemacht; hier wäre eine bescheidene, doch erspriehliche Aufgabe zu erfüllen.